

«Die Schweiz sollte sich entschuldigen»

Gespräche über Heimat Egidio Stigliano durfte seinen Eltern in den 60er-Jahren offiziell nicht aus Italien in die Schweiz folgen. Er lebte im Versteckten. «Was mit uns geschehen ist, darf sich nicht wiederholen», sagt er.

Eveline Rutz

Herr Stigliano, Sie haben als Treffpunkt diesen Waldrand bei Altstätten vorgeschlagen. Wieso? Hier hat unser Leben in der Schweiz begonnen. Hier fühle ich mich zu Hause. Wir waren arm. Meine Eltern mussten viel arbeiten, und ich war tagelang allein. Ich habe hier im Bach gefischt, bin den Hang hochgeklettert und habe mich oben in einer Höhle versteckt. Für mich war das ein fantastischer Spielplatz.

Sie haben an diesen Ort also vor allem positive Erinnerungen?

Ja, ich habe mich hier immer wohlfühlt. Es riecht wie früher. Hinter dem Haus durfte ich mich frei bewegen. Zur Strasse zu gehen, hatten mir meine Eltern dagegen verboten. Ich sollte nicht entdeckt werden. Einmal habe ich beim Spielen den Arm gebrochen. Ein Arzt aus dem Dorf, ein liebenswerter Mann, hat mir dann illegal einen Gips gemacht. Die Knochen sind aber krumm zusammengewachsen.

Sie konnten nicht angemessen medizinisch versorgt werden, da Sie nicht auffallen durften?

Genau. Vom Balkon aus habe ich häufig andere Kinder beobachtet, die zum Schwimmen oder Fussballspielen gingen. Ich durfte sie nicht ansprechen; ich musste allein bleiben. Das war langweilig.

Sie waren den Tag durch auf sich allein gestellt. Wie war das?

Ich musste schwierige Situationen selbst meistern. Das hat mich geprägt. Ich kann mich gut anpassen – das ist ein Geschenk der Migration. Egidio kann in einem Fünfsterhotel übernachten, aber auch auf einem Karton auf dem Boden.

Als Ihre Eltern aus Italien weggingen und Sie bei Ihrer Grossmutter zurückliessen, waren Sie noch klein.

Ich war drei Jahre alt. Ich erinnere mich noch genau, wie ich mit meinem Götti am Spazieren war und einem vorbeifahrenden Zug zugewunken habe. Ich wusste damals nicht, dass meine Eltern drinsassen. Heute denke ich an meine Mama, die so von ihrem Kind Abschied nehmen musste. Das macht mich unendlich traurig.

Mit welchen Erwartungen und Gefühlen sind Sie Ihren Eltern später – als Siebenjähriger – in die Schweiz gefolgt?

Ich war einfach überglücklich. Ich werde nie vergessen, wie ich auf einem Mäuerchen am Bahnhof sass und es kaum erwarten konnte, zu ihnen zu fahren.

Ihre Eltern waren in der Schweiz als Arbeitskräfte willkommen, Sie als Sohn allerdings nicht. Was bedeutete das für Ihre Familie?

In Chiasso hatte ich immer furchtbar Angst. Die Zöllner haben jeweils gerufen «Haben Sie etwas zu deklarieren? Haben Sie Kinder?». Ich habe mich gefragt, wieso sie in der Schweiz keine Kinder wollen. Das habe ich nicht



Als Kind früh auf sich allein gestellt: Stigliano verbrachte viele einsame Stunden im Wald. Foto: Daniel Ammann

«Jetzt sind wir die Nationalliga-A-Migranten. Das stört mich.»

verstanden. Wir Kinder haben gelitten, und unsere Eltern haben gelitten. Familien zu trennen, ist unnatürlich. Niemand hat etwas dagegen unternommen. Nicht einmal die Kirche.

Die damalige Migrationspolitik hat viel Leid verursacht.

Sie war ein Attentat auf die Familien der Gastarbeiter – und das in der Heimat von Heinrich Pestalozzi, im Land des Roten Kreuzes. Viele Familien haben es nicht geschafft, sich hier durchzuschlagen. Sie lebten in prekären Verhältnissen und brachten ihre Kinder in Internaten unter, was teuer war. Viele zogen nach ein, zwei Jahren wieder weg.

Wie ist es Ihrer Familie gelungen, hier Fuss zu fassen?

Meine Mutter sagte immer, ihr grösstes Glück seien die Kinder gewesen. Wir sind nicht negativ aufgefallen. Wir waren gut in der Schule. Mein Vater war als Mau-

rer sehr gefragt. Er konnte mit Stein und Beton umgehen, als hier noch überwiegend mit Holz gebaut wurde.

Hat sich sein Arbeitgeber für ihn eingesetzt?

Ja, Papas Chef hat viel für uns getan. Ich bin eines Tages entdeckt worden, als ich am Bach spielte und eine Kindergruppe vorbeikam. Die Lehrerin hat die Situation erfasst und mich auf Italienisch angesprochen. Sie hat mich dann im Dorf gemeldet. Sie meinte es gut. Sie wollte, dass ich zur Schule gehen kann. Am Abend stand die Polizei vor unserer Tür und wollte mich ausweisen. Mein Vater wehrte sich. Er sagte: Das sind eure Gesetze, aber das ist mein Sohn.

Wie ging es weiter?

Am nächsten Abend kamen die Polizisten wieder. Der Chef meines Vaters sagte ihnen, dass sein Geschäft ohne Papa nicht weiter-

Sohn italienischer Gastarbeiter

Egidio Stigliano kam 1964 erstmals in die Schweiz. Sein Vater arbeitete als Maurer, seine Mutter bügelte in einer Textilfabrik in Altstätten SG. Den Saisoniers war es verboten, ihre Kinder mitzubringen. Egidio Stigliano lebte daher vorerst bei seiner Grossmutter in Marina di Nova Siri in Süditalien. Als er sieben war und seine «Nonna» starb, zog er zu seinen Eltern. Da er von Gesetzes wegen nicht erwünscht war, musste er sich verstecken. Seine ältere Schwester besuchte ein Internat.

Stigliano hat später in Italien das Gymnasium besucht und Medizin studiert. Mit 33 Jahren zog er erneut in die Schweiz. Heute lebt er in Vaduz und ist Vizepräsident des Vereins Tesoro, der sich für Menschen einsetzt, die unter dem Saisonierstatut gelitten haben. Dieses war von 1934 bis 2002 in Kraft. (eru)

bestehen könne. Das hat gewirkt: Wir durften bleiben, und ich kam in die Schule. Da hat sich der Kapitalismus durchgesetzt.

Ihr Dasein im Versteckten nahm ein Ende. Hat diese Zeit Spuren hinterlassen?

Ich war einen grossen Teil meiner Kindheit von meinen Eltern getrennt. Das hat uns zerstört. Die Zeit, die man nicht zusammen verbracht hat, kommt nicht zurück. Das lässt sich nicht wiedergutmachen.

Wie sind Ihre Eltern damit umgegangen?

Meine Mama hatte Depressionen. Einmal, als sie nach Italien in die Ferien kam, war sie nur noch Haut und Knochen. Dieses Bild werde ich nie vergessen. Ich dachte, sie werde sterben. Der Arzt meinte, sie müsse nur mit ihren Kindern zusammen sein. Das sei das Wichtigste. Später, als ich mit 33 zu Mama nach Altstätten zog, hat sie jeden Abend auf mich gewartet und für mich gekocht. Sie wollte etwas nachholen.

Und Ihr Vater?

Er hat in Italien jedem seiner vier Kinder ein Haus gebaut. Das war ihm wichtig. Er hat immer gearbeitet. Meine Eltern wollten ursprünglich für drei, vier Jahre in die Schweiz kommen. Es sind 40 geworden. 2004 sind sie in ihre Heimat zurückgekehrt.

Ist Ihnen die Schweiz in all den Jahren zur Heimat geworden?

Die Schweiz hat für mich eine grosse Bedeutung. Ich fühle mich da zu Hause und schätze, wo ich lebe.

Was ist Italien für Sie?

Meine zweite Heimat. Ich fühle mich in Italien ebenfalls zu Hause. Man muss sich dort auf einer anderen Frequenz bewegen.

Serie: Was bedeutet Heimat?

In Interviews thematisieren wir diesen Sommer den grossen Begriff Heimat, der in unsicheren Zeiten eine neue Bedeutung erhält.

gen. Wenn man in die Post geht, darf man nicht erwarten, dass man in zwei Minuten wieder draussen ist. Es herrscht ein anderer Rhythmus. Viele, die lange in der Schweiz sind, können nicht mehr in Italien leben. Das ist schade. Ich passe mich an: Ich lebe dort einfach nach dem Motto «La vita è bella».

In Ihrer Kindheit sind italienische Arbeiter als «Tschinggen» beschimpft worden.

Ich habe gelitten, als ich «Tschinggen» genannt wurde. Mit 14, 15 Jahren habe ich dann geantwortet: Ich bin ein «Tschinggen», ja, und du bist keiner. Ich war stolz darauf.

Sie haben Fremdenfeindlichkeit erlebt. Inzwischen gilt die Integration der Italiener als vorbildlich. Wie geht das zusammen?

Das höre ich nicht gerne. Wir sind jetzt Nationalliga-A-Migranten. Das stört mich. Jene, die heute kommen, sind wie wir vor 50 Jahren. Sie brauchen auch Zeit, um sich zu integrieren. Jetzt gibt es in der Schweiz zwar viele italienische Restaurants, italienische Mode und so. Als wir kamen, war es anders. Auf dem Spielplatz sind wir Italiener von den Schweizer Kindern geplagt worden. Sie waren böse zu uns. Das Saisonierstatut hat viel Leid verursacht.

Muss sich die offizielle Schweiz bei den Betroffenen entschuldigen?

Ja. Es geht um eine symbolische Entschädigung. Etwas, das Geschichte ist, soll Geschichte werden. Ich verstehe nicht, wieso sich die Schweiz mit diesem schwarzen Fleck nicht befassen will. Wir vom Verein Tesoro engagieren uns dafür, dass die Politik aktiv wird. Was mit uns geschehen ist, darf sich nicht wiederholen. Es freut mich, wie die Schweiz Geflüchtete aus der Ukraine aufnimmt – dass sie einen Schutzstatus geschaffen hat. Das ist fantastisch.

Viele Betroffene sind zurückhaltend darin, über ihr Schicksal zu sprechen. Wieso erzählen Sie es?

Weil wir unsere Wurzeln nicht vergessen dürfen. Wenn wir nicht den Mut haben, unsere Geschichten zu erzählen, können wir nicht nach vorne schauen. Ich hasse es, wenn Leute einen Unterschied machen zwischen Italienern, die auf dem Bau oder bei einer Bank arbeiten. Auch Letztere sind nicht für Ferien in die Schweiz gekommen. Ich erzähle, damit man das nicht vergisst – und damit man den Migrantinnen und Migranten, die heute kommen, anders begegnet.

Haben Sie sich mit Ihrem Schicksal versöhnt, oder ist da noch Wut?

Wut nicht. Aber es ist schon so, dass ich oft daran denke. Ich habe so viele traurige Momente erlebt. Eben zum Beispiel, als meine Mutter schwer krank war. Wäre meine Familie nicht getrennt worden, hätten wir dies nicht erleiden müssen. In der Schweiz sollten alle willkommen sein. Wir dürfen uns nicht abschotten.